

TAG ZWEI

Es ist morgens halb sieben, und das Pförtnerhäuschen ist noch nicht besetzt. Ich ziehe meine Karte durch das Lesegerät am Drehkreuz und gehe über den dunklen Hof. Der kräftige Wind peitscht den Regen schräg über den Asphalt. Als der Motor eines Lastwagens startet, bilden die Scheinwerfer Tunnel aus Licht. Vor mir ragen die grauen Gebäude des Schlachthofs auf. In den Wänden gähnen Löcher für die Rampen der Transporter. Das ganze Gelände erinnert an eine kleine Fabriksiedlung, in der alles und jeder eine bestimmte Funktion erfüllt. Der Stall, in dem die Tiere untergestellt werden, das Grenzland ihrer Existenz. Die »Entblutung«, wo sie sterben. Die Schlachthalle und die Zerlegung, wo aus ihnen etwas gemacht wird, das man dann im Laden kaufen kann.

An der Fußmatte hinter der schweren Metalltür kleben Reste vom Unterhautfett der Schweine und Lehm von den Straßenschuhen des Personals. Ich wende mich nach rechts und betrete einen kleinen Flur mit mehreren Wäschekörben, in denen Stapel mit ordentlich gefalteter Arbeitskleidung liegen.

Der Mann in der Kleiderausgabe runzelt die Stirn, während er die verschiedenen Größen durchgeht. »Irgendjemand weiß hier wohl nicht, wie man einen Stapel anhebt, sondern reißt einfach alles auseinander! Weißt du, wer das war?« Unter seiner leicht schief sitzenden weißen Mütze wirft er mir einen strengen Blick zu.

»Nein, tut mir leid.«

Ich versuche mich daran zu erinnern, was ich anziehen soll. Entlang der Wände in der Umkleide stehen orange Spinde. Einem vergilbten, anscheinend maschinengeschriebenen Namensschild zufolge hat mein Spind früher einmal einem Nils Ericsson gehört. Die Innenseite der Tür ist voller Aufkleber, die ebenfalls Zeugen einer anderen Zeit sind: Landesweiter Aktionstag gegen Alkoholmissbrauch 1978.

Ich nehme die Plastiktüte mit meinem Pausenbrot und verlasse die Umkleide. Je weiter ich den Flur hinunterkomme, desto intensiver werden der Lärm und die Gerüche aus der Schlachthalle. Ich öffne die Tür mit der Aufschrift *Lebensmittelaufsichtsbehörde*. Ein Anschlag fordert dazu auf, im Interesse aller darauf zu achten, dass man an seinen Schuhen kein Blut in die Halle trägt. An den Wänden hängen gerahmte Naturfotografien: ein Hase, Vögel, Rehe, Wald. Hier liegen die Pausen- und Büroräume für die Angestellten der Lebensmittelaufsicht. Die Behörde mietet die Räumlichkeiten, die Wand an Wand mit der Schlachthalle liegen, vom Schlachthofbetreiber. An der Wand ein Deko-Objekt aus Holz, das einen

Mann mit Gewehr darstellt und einen Elch auf zwei Beinen. Der Elch grinst und zeigt dem Jäger »Daumen hoch«.

Der Pausenraum ist gut besucht. Gunilla, eine der Angestellten, hat ein Herbstbuffet angerichtet. Die Speisekarte ist mit Tesafilm an einen Schrank geklebt. Sowohl zum Frühstück als auch zum Mittagessen gibt es verschiedene Fleischgerichte und Lachssalat.

»Möchtest du ein Sandwich?«, fragt sie mich und reicht mir ein Brot mit undefinierbarem Belag.

»Nein, vielen Dank«, sage ich.

Die Kollegen an den Tischen starren uns an.

»Gunillas Essen lehnt man nicht ab«, sagt jemand, und alle pflichten ihm bei. Sie reißen Witze darüber, wie viel sie heute essen wollen.

»Als ich hier anfing, war ich schlank«, sagt einer der Veterinäre. »Warte mal ab – in einem Monat hast du auch zugenommen.«

Ich hole mir eine Tasse schwarzen Kaffee und setze mich, wärme meine Hände an der Tasse. Meine Finger sind kalt, aber unter den Armen schwitze ich. Jetzt ist der Moment, um zu sagen, dass ich kein Fleisch esse. Die Sekunden verrinnen. Ich betrachte meine Kollegen, ihre wohlgefüllten Teller, die fensterlosen Wände rundherum, die von dem Lärm der Schlachthalle vibrieren. Der Kaffee ist so heiß, dass ich mir die Zunge verbrenne.

Heute arbeite ich zusammen mit Sandra, einer Tiermedizinerin Anfang sechzig, unter deren weißer Mütze eine kleine graue Locke hervorlugt. Immer wieder versichert sie mir, dass ich sie alles fragen könne. Sie arbeitet hier schon seit mehreren Jahren.

»Anfangs kommt es einem schon sehr viel vor, aber das macht nichts. Nur keine Panik! Wir haben alle einmal angefangen. Du gewöhnst dich schon ein.«

Wir gehen in den Stall hinunter. Im Augenblick ist kein Transporter da, sodass wir Zeit haben, uns bei den Schweinen umzuschauen, die die Nacht hier verbracht haben. Die Buchten sind eng und verdreckt. Über jeder Reihe hängt ein laminiertes Zettel, auf dem steht, wie viele Schweine in den einzelnen Buchten stehen. Nachts sind es siebzehn Tiere auf jeweils dreizehn Quadratmetern, tagsüber teilen sich vierundzwanzig Schweine dieselbe Fläche. Der Platz reicht gerade eben aus, damit sich alle gleichzeitig hinlegen können.

Während wir in einem der Stallgänge stehen und eine Reihe Buchten betrachten, kommt ein Angestellter und öffnet die Gittertüren.

»Er holt sie zur Betäubung«, sagt Sandra.

Der Mann drängt sich zwischen die auf dem Betonfußboden liegenden Tiere. Einige erheben sich rasch, während andere nur mühsam auf die Füße kommen. Er schlägt sie auf den Rücken, damit sie durch einen Treibgang laufen. An jeder scharfen Kurve befindet sich eine mit Druckluft betriebene Pforte, die sich hinter den Schweinen wieder schließt, sodass sie in separaten Abschnitten

eingeschlossen sind. Das Tempo muss gehalten werden – damit die Produktion nicht ins Stocken gerät, müssen pausenlos Schweine von hinten nachkommen.

Sandra und ich folgen ihm und sehen zu. Die letzten Meter des Treibgangs führen zur Butina, einem speziell entwickelten dänischen System, das in den meisten schwedischen Schweineschlachthöfen die Betäubung vor der eigentlichen Schlachtung übernimmt. Es besteht aus Stahlgondeln, die in einen mit Kohlendioxid gefüllten Schacht abgesenkt werden, um die Tiere bewusstlos zu machen. Wenn die eine Gondel unten ist, befindet sich die andere oben zur Beladung.

Auf dem letzten Stück wollen die Schweine nicht weitergehen, sie bleiben stehen und versuchen umzudrehen. Doch sie sind gefangen. Hinter ihnen senkt sich eine fahrbare mechanische Wand ab, die sie vorwärts schiebt. Nach Angabe des Herstellers dient diese Methode dem Tierwohl, weil sie den Kontakt zwischen dem Personal und den Schweinen verringert und damit auch das Risiko eines falschen Umgangs mit den Tieren. Doch die Schweine stehen bereits unter Stress, und als jetzt auch noch die Wand auf sie zufährt, geraten sie in Panik. Schreiend, mit weit aufgerissenen Augen und ruckartigen Bewegungen klettern sie übereinander. Die Wand schiebt sie vorwärts. Dann fährt im rechten Winkel von der Seite eine zweite automatische Wand heran, die die Tiere in die Butina schiebt. Eine Klappe fällt zu, und die Gondel senkt sich in das Gas hinab. Wie bei einem Riesenrad, das anhält, um neue Passagiere einsteigen zu lassen, taucht sofort die nächste leere Gondel auf.

»Kann man da hineinsehen?«, frage ich den Mann, der direkt an der Öffnung des Schachts steht.

Er schüttelt den Kopf und wirft mir einen langen Blick zu. »Hier nicht. Drüben bei den Sauen kannst du zuschauen.« Er zeigt zur anderen Seite der Halle, wo Sauen und Eber geschlachtet werden. Die ausgewachsenen Tiere haben eine eigene Butina. »Aber empfehlen würde ich es dir nicht.«

»Weshalb nicht?«, frage ich.

»Na ja, sie fühlen sich ja nicht gerade wohl dabei.«

Der Mann wendet sich der nächsten Gruppe Schweine zu, die in die Gondel einsteigen sollen. Von hinten strömen unaufhörlich weitere Tiere nach. Neben dem Schacht hängt ein Monitor, der die Kohlendioxidkonzentration anzeigt. Ganz unten soll sie bei 90 Prozent liegen, und sie darf niemals die 80 Prozent unterschreiten.

Wenn die Schweine wieder aus dem Gas auftauchen, werden sie ausgeworfen und plumpsen jenseits einer Wand auf den Boden. Jetzt sind sie bereit für die nächste Station, die Entblutung.

Sandra zupft mich am Ärmel. Ein Transport mit Sauen ist eingetroffen, und wir gehen hinüber. Eine der Sauen ist recht mager: Ihre Hüftknochen stechen hervor, und die Haut hängt wie Zeltplane über der Wirbelsäule. Sie bekommt eine Bucht für sich allein, wo sie dann rastlos umherläuft und in das Gitter beißt.

»Sie macht einen gestressten Eindruck«, sage ich.

»Ja, und sie sieht nicht gesund aus.« Sandra geht zu Sven vom Stallpersonal hinüber.

»Diese Sau solltet ihr nach Möglichkeit vorziehen«, sagt sie.

Das heißt: Schlachtet sie heute noch, nicht erst morgen. Sven nickt.

»Es ist nicht immer ganz einfach, den Ernährungszustand einer Sau zu beurteilen. Sie könnte ja deswegen abgemagert sein, weil sie vor Kurzem noch Ferkel gesäugt hat, weil sie krank ist oder natürlich auch, weil sie nicht gefüttert wurde ... Aber das ist eher unwahrscheinlich«, sagt Sandra.

»Sollten wir die Behörde informieren? Das muss doch schon eine ganze Weile so gehen?«

»Gute Frage. Es ist ja nicht verboten, ein krankes Tier zu haben, solange man etwas dagegen unternimmt. In diesem Fall kennen wir die Ursache nicht.«

Sie zögert.

»Vor einigen Jahren ging es durch die Medien, dass so wenige Beanstandungen von amtlichen Tierärzten in den Schlachthöfen bei der Behörde eingingen. Danach haben wir viel mehr gemeldet. Aber dann sind sie förmlich davon überrollt worden, darum sollen wir jetzt wohl etwas selektiver vorgehen.«

Später sehen wir uns den Körper der mageren Sau von innen an: Die ganze Brusthöhle sieht aus wie verfault, die Lungen sind porös und zerfallen, wahrscheinlich infolge einer schweren Lungenentzündung. Unglaublich, dass sie überhaupt noch atmen konnte, denn es ist fast kein intaktes Gewebe mehr vorhanden.

...

Verlässt man den Stall, gelangt man geradewegs zum Taktgeber der Arbeit, der Entblutung. Sandra ist vorausgegangen, doch ich bleibe auf dem Weg in die Schlachthalle noch kurz stehen. Wenn die Schweine nach ihrer Fahrt durch das Kohlendioxid betäubt aus der Gondel stürzen, landen sie in der Entblutung. Das ist der Ort, wo Leben zu Tod, Tier zu Produkt wird. Immer acht Schweine auf einmal rollen eine schiefe Ebene hinunter und dann auf ein Transportband. Dort stehen drei Arbeiter bereit, um an jeweils einem Hinterbein der Tiere eine Kette zu befestigen und sie mithilfe einer mechanischen Winde kopfüber hochzuziehen. Dann treten sie ihre Reise auf der Transportbahn an. Ihre Gesichter wirken trotz der halb geschlossenen Augenlider erstaunlich offen. Die Augenbrauen sind ein wenig hochgezogen, und viele der Tiere haben die Schnauze leicht geöffnet.

Zwei Männer stehen in einer gefliesten Grube, der eine mit einem Messer, der andere mit einem Stempel. Sie tragen Gummihosen, Stiefel und Gummihandschuhe. Alles ist nass und rot vom Blut.

Kurz nachdem die Schweine aus dem Kohlendioxid wieder aufgetaucht sind, passieren sie die Männer auf Armhöhe. Der Erste der beiden Männer hat Kopfhörer in den Ohren und blickt stumm vor sich hin. Es braucht nur eine kleine, ergonomisch korrekte Bewegung, um einem Tier nach dem anderen das Messer in den Hals zu stechen. Nach jedem Tier taucht er das Messer in einen Behälter mit kochendem Wasser, und hin und wieder schärft er es mit trägen Bewegungen an dem Messerschleifer, der an seinem Gürtel hängt. Der Mann mit dem Stempel steckt zwei Finger in das Loch, das sein Kollege in jedem Schwein geöffnet hat. Seine Aufgabe ist es sicherzustellen, dass kein Tier weitertransportiert wird, ohne entblutet worden zu sein. Auf den ersten Blick sehen alle Schweine gleich aus – wendet man sich nur für eine Sekunde ab, kann man leicht eins übersehen. Das ist schon vorgekommen und hat zu Schlagzeilen geführt über Schweine, die bei lebendigem Leib gebrüht worden sind. Um das zu verhindern, muss eine Person überprüfen, dass der Entblutungsstich korrekt saß.

Dabei wird ein zweischneidiges Messer von vorn in die Brust gestochen, um die großen Gefäße zu durchtrennen, die von der Aorta kommen. Zuerst schießt das Blut in einem gebogenen Strahl auf die Fliesen. Danach fließt es stetig, und irgendwann tropft es nur noch. Das Risiko, dass die Schweine nach der Betäubung mit Kohlendioxid das Bewusstsein wiedererlangen, ist sehr gering. Dazu bleiben sie zu lange und bei zu hoher Gaskonzentration in der Anlage. Dennoch müssen sie auf Anzeichen für eine

unzureichende Betäubung kontrolliert werden. Die Tiere sollen schlaff an den Ketten hängen und keinen Laut von sich geben, sie dürfen nicht regelmäßig atmen und nicht blinzeln. Falls das Personal vermutet, dass eines der Schweine nicht bewusstlos ist, soll es dessen Reflexe überprüfen und es mit dem Bolzenschussgerät betäuben.

Jetzt bringt das Fließband keine weiteren Schweine mehr, und wir haben Pause. Das Display über der Entblutung blinkt. Die Männer spritzen ihre Schürzen ab, und ich steige die rutschige Metalltreppe hoch. Links davon hängen die eben entbluteten Schweine an der Schiene von der Decke. Auch sie sind unterwegs zur Schlachthalle. Unter ihnen hat das Blut eine dicke glänzende Schicht gebildet. Die Gerinnung, der Schutzmechanismus des Körpers gegen das Verbluten, läuft nicht schnell genug ab. Auf dem Fußboden bilden sich Klumpen, und eines der Schweine, das ein wenig nach unten gerutscht ist, schleift mit dem Rüssel im Blut.

Die Schweine sind mir so nahe, dass ich sie berühren kann, wenn ich die Hand ausstrecke. Ihre Körper sind warm und schmutzig und haben Kratzer von den Rangeleien im Stall. All das war gerade eben erst.

...

Als ich die Schlachthalle betrete, winkt Sandra mir. Sie wartet auf einem erhöhten Absatz, der sogenannten Veterinärbühne. Über ihr hängt ein Display, das die Uhrzeit und den aktuellen Stand der Produktion anzeigt:

Uhrzeit: 8.20.

Anzahl geschlachtete Tiere: 512.

Tagesprognose: 3100.

Ich ziehe mir ein Netzhemd und eine blaue Schürze über und schütze die linke Hand mit einem Kettenhandschuh, für den Fall, dass ich mit dem Messer in meiner Rechten abrutsche. Die Schlachtereiarbeiter begrüßen mich mit einem Nicken. Die Bühne ist das Reich der Veterinäre. Hier wartet man zusammen mit einem der Arbeiter auf die Tierkörper, die begutachtet werden sollen. Der süßliche metallische Blutgeruch und der Dampf, der von den soeben zersägten Körpern aufsteigt, lösen bei mir einen Würgereflex aus, den ich mit einem Räuspern kaschiere.

»Im Moment ist es hier ruhig«, sagt Sandra. »Sonst ist oft viel zu tun, aber man darf sich nicht stressen lassen.«

Ich schaue mich um. Überall herrscht Aktivität. Die Schweinekörper schweben an allen Seiten an mir vorbei. Ein Stück weiter, in einer anderen Abteilung, werden sie in einem Behälter mit heißem Wasser gebrüht, dann mit einem Brenner geflammt und in einer weiteren Station mithilfe rotierender Metallbürsten gesäubert. Zellen und Schmutz prasseln gegen zwei Plastikscheiben. Vierzig Minuten nach dem Entblutungsstich erreichen die Körper unsere Seite der Schlachthalle. Ein Arbeiter auf einem Podest schneidet mit ein paar raschen, kreisförmigen Schnitten die Hoden ab und wirft sie in hohem